

Andreas Wollbold

LICHT

für meine

Pfade

*Das christliche Leben
neu wagen*



media
maria

ANDREAS WOLLBOLD
LICHT FÜR MEINE PFADE

ANDREAS WOLLBOLD

LICHT FÜR MEINE PFADE

Das christliche Leben neu wagen

media
maria

Bibliografische Information: Deutsche Nationalbibliothek.
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

LICHT FÜR MEINE PFADE

Das christliche Leben neu wagen

Andreas Wollbold

© Media Maria Verlag, Illertissen 2014

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Satz: SATZstudio Josef Pieper, Bedburg-Hau

Printed in Germany

ISBN 978-3-945401-43-9

www.media-maria.de

INHALT

VORWORT

LIEBE: DIE ZEHN GEBOTE UND DIE CHRISTLICHE MORAL

1. Das Doppelgebot der Liebe
2. Die Zehn Gebote für alle
3. Die Zehn Gebote im Einzelnen
4. Die Kirchengebote
5. Die Bedrohungen des Guten
6. Todsünde, lässliche Sünde und Versuchung
7. Versuchung - Sünde - Verhärtung
8. Die Gnade (1) - Das Wirken der Gnade
9. Die Gnade (2) - Frucht bringen in guten Werken
10. Die Gnade (3) - Die sieben Gaben des Heiligen Geistes
11. Die Tugenden
12. Die sieben Laster (Hauptsünden)

HEILSWERKZEUGE: DIE SIEBEN SAKRAMENTE

1. Gottes Lebensmittel
2. Die Taufe
3. Die Firmung
4. Die Eucharistie (1) - Das Opfer Christi

5. Die Eucharistie (2) – Die leibhafte Gegenwart Christi im Sakrament
6. Das Bußsakrament
7. Die Krankensalbung
8. Das Weihesakrament und das Priestertum (1) – Christi Hirten
9. Das Weihesakrament (2) – Der Zölibat, der verkannte Schatz der Kirche
10. Das Weihesakrament (3) – Die Unmöglichkeit des Frauenpriestertums
11. Das Ehesakrament (1) – Zeichen und Werkzeug der Liebe
12. Das Ehesakrament (2) – Die Ehe und das Recht
13. Das Ehesakrament (3) – In der Ehe leben

SCHLUSS

VORWORT

Ein Kaufmann suchte kostbare Perlen

Er war Kaufmann. Weil die Familie ihm die Schulbildung nicht mehr hatte bezahlen können, war er nach nur drei Monaten gezwungen gewesen, das Gymnasium wieder zu verlassen. So trat er nach der Mittleren Reife eine kaufmännische Lehre an. Doch nebenbei studierte er in den folgenden Jahrzehnten nicht weniger als sechzehn moderne Fremdsprachen sowie die vier alten Sprachen Griechisch, Lateinisch, Hebräisch und Sanskrit. Keine Frage, darauf verwendete er jede freie Minute. Nach einigen Jahren wurden seine Vorgesetzten auf ihn aufmerksam und betrauten ihn mit der Vertretung ihres Unternehmens in St. Petersburg. Nach einiger Zeit machte er sich dort selbstständig und war so erfolgreich, dass er es zum Multimillionär brachte.

Das Ende einer Erfolgsgeschichte? Nein, der Anfang der Verwirklichung eines Traumes. Die Rede ist von Heinrich Schliemann (1822-1890). Als er nämlich genug Geld zusammengebracht hatte, gab er 1863 sein Geschäft auf und begann zu reisen. In Griechenland und Kleinasien reifte in ihm der Plan, die Lieblingsidee seiner Schülertage in die Tat umzusetzen, die Stätten der Schriften Homers auszugraben, allen voran Troja, die Stadt des gleichnamigen Krieges um die schöne Helena, und Mykene, die Stadt des Griechenkönigs Agamemnon. Von der Fachwelt wurde er größtenteils verlacht: »Der hat doch nicht einmal Abitur!« Der »gesunde Menschenverstand« schüttelte über ihn den Kopf: »Der verschleudert seine Millionen einem bloßen Traum zuliebe!« Doch in langen Ausgrabungsjahren kam Troja zutage und mit ihm das, was er für den Goldschatz des homerischen Königs Priamos hielt (er war in Wirklichkeit

noch viel älter!). Dieser Schatzfund war allerdings nur *Peanuts* im Vergleich zu dem, was er in Mykene fand: Schmuck von mehr als fünfzig Kilo reinen Goldes! Gewiss, nicht in allem lag er richtig. Seine Grabungen glichen eher Räumungen. Und charakterlich war er ein gerissener Geschäftsmann, der ohne allzuviel Rücksicht auf Recht und Sitte seinen Kopf durchsetzte. Später vermarktete er auch seine eigene Person mithilfe von allerhand Legenden – etwa der, dass er bereits als Achtjähriger davon geträumt habe, Troja auszugraben. Also gewiss kein Heiliger! Aber eines tat er und nur er: Er glaubte daran, dass irgendwo unter griechischen und kleinasiatischen Hügeln und Schafweiden der Glanz erhabener Kulturen der Frühzeit lag. Ein Kolumbus der Archäologie also – einer, der das Unsichtbare sehen konnte, auch wenn ihn alle anderen dafür auslachten.

Heinrich Schliemanns Geschichte erinnert entfernt an das Gleichnis vom Kaufmann und der Perle: *Auch ist es mit dem Himmelreich wie mit einem Kaufmann, der schöne Perlen suchte. Als er eine besonders wertvolle Perle fand, verkaufte er alles, was er besaß, und kaufte sie* (Mt 13,45 f.). Geradezu anrührend ist es, dass die Art und Weise, wie Schliemann die kostbaren Schätze Trojas und Mykenes fand, verblüffend dem zweiten Gleichnis ähnelt, das Jesus im gleichen Zusammenhang erzählt, dem vom im Acker vergrabenen Schatz. So hat Heinrich Schliemanns Geschichte auch etwas vom christlichen Leben. Viele stellen es sich ja bloß wie eine Sammlung von Ge- und Verboten vor. Manche gefallen dem modernen Menschen, andere weniger, und bei einzelnen gehen alle Alarmglocken an. Man könnte es mit den Auslagen eines Schaufensters vergleichen, und die Leute draußen geben so ihre Kommentare ab: »Das da ist doch ganz nett!« – »Ganz schön, aber preislich völlig überhöht!« – »Puh, das möchte ich nicht einmal geschenkt haben!« Aber die christliche Moral ist eben nicht im Schaufenster zu besichtigen. Sie ist wie versteckt unter einem Haufen Erde, Schlamm und

Gestrüpp – ganz wie Troja und Mykene, als Schliemann zum ersten Mal an diesen Stätten stand. Aber warum sieht man nicht auf den ersten Blick, was gut und was böse ist im christlichen Sinn? Was bedeckt die christliche Moral denn mit meterhohen Schichten? Es ist eine andere Moral, die sich darübergerlegt hat. Das ist sozusagen die Oberflächenmoral, also ein Verhalten, das in die Augen springt und für das man gar nicht viel nachdenken muss: Jeder tut einfach das, was er bei anderen sieht. So kann er sich noch als Vorbild für andere fühlen ...! Und was sagt diese Oberflächenmoral? »Jeder nach seinen Bedürfnissen! Gut ist, was sich gut anfühlt.« Das ist schrecklich einfach und praktisch, denn jeder lernt heute schon in der Kinderkrippe: »Ich muss schreien, wenn ich etwas bekommen will. Aber ich darf auch nicht dauernd schreien, sonst haben die Großen mich nicht mehr lieb.« Viel anders ist es dann auch bei den Erwachsenen nicht: Ein bisschen rücksichtslos darf man schon sein, sonst ist man überall der Dumme. Zugleich muss man auch ein bisschen regelbewusst sein, sonst findet man sich bald hinter Gittern wieder. So etwa lautet das Ergebnis einer Umfrage zu Werten und Verhalten, die kürzlich unter amerikanischen jungen Erwachsenen zwischen achtzehn und dreiundzwanzig Jahren durchgeführt wurde; wir werden noch auf diese Studie zurückkommen. Fast alle stimmten darin überein: Gut und Böse muss jeder für sich selbst bestimmen, ganz so, wie es ihm gefällt. Nur eben eine Bank überfallen, eine Frau vergewaltigen oder jemanden umbringen, das darf man nicht. Der Meisterverstärker dieser Oberflächenmoral ist der Konsum. Er braucht die Bedürfnisse der Menschen so notwendig wie der Fisch das Wasser (und gerne gießt er dann auch noch durch aufreizende Werbung einige Hektoliter zusätzliches Wasser ins Bassin). Kein Wunder, dass viele am Ende denken: Glück ist Bedürfnisbefriedigung, und Lebenssinn besteht darin, mit Glückserlebnissen die Scheunen bis zum Dach zu füllen.

Doch das ist nur Gestein und Geröll – das weiß ein Christ genau. Darunter schlummert etwas unendlich viel Wertvolleres: das reine Gold – nicht das des Königs Priamos, sondern das Gold des Himmelreiches. Denn nur an der Oberfläche ist der Mensch ein Bedürfniswesen. In Wirklichkeit, tief darunter, ist er Geist, genauer, ein gottsuchender Geist. Er ist Ebenbild Gottes. Die Sinne sind Tore zum Geist, nicht Netze zum Fang unzähliger kleiner und großer Befriedigungen.

Doch das Gold des Himmelreiches liegt nicht in Klumpen herum. Es ist ein Goldschatz, und er hat die Gestalt des Kreuzes. *Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach* (Mt 16,24). Verzicht, Selbstbeherrschung, Treue und Hingabe gehören zum Menschsein dazu. Es gibt nicht nur Glück im Unglück, sondern noch viel mehr Glück durch Unglück: gereiftes, gereinigtes, geklärtes Glück. Es ist das Glück der Liebe – nicht Sinnenreiz, sondern Einsatz des Lebens für das, was wahr und gut ist. Im letzten Roman des jüdisch-österreichischen Schriftstellers Franz Werfel (1890–1945), »Der Stern der Ungeborenen«, beschreibt er eine Reise in die Zukunft. Dort findet er eine Welt vor, die kein Leid mehr kennt. Alle Wünsche gehen allein schon dadurch in Erfüllung, dass man sie denkt. Vorstellungen und Fantasien lassen sich mühelos in die Tat umsetzen, bis zu dem Punkt, dass eine Grundschulklasse in einer einzigen Unterrichtsstunde einen Schulausflug zu Merkur und Jupiter macht und dann noch eben in ein Atom hineinverschwindet, um es von innen zu studieren. Es gibt nur noch einen Welteinheitsstaat. Sanft leitet er die Menschheit zu einem friedlichen und angenehmen Miteinander – alles wirkt wie im Dämmerlicht eines Lebens, bei dem tatsächlich nichts mehr zu wünschen übrig bleibt. Selbst der Tod hat seine Schrecken verloren: Wer ein wahrhaft biblisches Alter erreicht hat, begibt sich freiwillig in den »Wintergarten«, wo er ganz schmerzfrei aus diesem Leben genommen wird.

Spätestens an dieser Stelle des Romans spürt man das Beklemmende der Utopie, gerade weil sie siebzig Jahre später der Wirklichkeit noch viel nähergekommen ist. Ohne das Buch aber zu Ende zu erzählen und damit möglichen Lesern die Spannung zu nehmen, so viel sei verraten: Eine solche Welt kann nicht gut gehen. Judentum und katholische Kirche, so Franz Werfel, sind die einzigen Mächte, die nicht in der Welteinheitskultur aufgegangen sind. Und dann geschieht etwas ganz und gar Außerordentliches: Ein Kind, der Lieblingsschüler seines Lehrers, wird schwer verletzt und muss sterben. Die Eltern, der Lehrer, alle ringsum drängen zum sanften Tod, wenn er denn schon nicht zu vermeiden ist. Doch der Junge wehrt sich gegen den sanften Tod: »Ich will nicht ins Kühle und Gute«, schreit er, »ich will nicht ...« Und der Erzähler schließt: »Ich aber bedeckte meine Augen. Auch mir war die Kehle zugeschnürt von einem fast unausdrückbaren Wissen und Empfinden. In der Neuannahme des natürlichen Todes und Schmerzes durch diesen kleinen Sternentänzer hatte eine neue Zukunft die alte abgelöst.« Es gibt den Tod, und es gibt das Kreuz. Sie anzunehmen scheint der Oberflächenmoral sinnlos und grausam. Doch das Kreuz trägt ein Angesicht: Jesus Christus. Das Kreuz mit ihm, ja in ihm anzunehmen ist Leben. Das ist das *Licht für meine Pfade* (Ps 119,105): Wer nicht den bequemen Weg wählt, den der oberflächlichen Befriedigung seiner Bedürfnisse, wer vielmehr Gott sucht und seine Liebe, die bis ans Kreuz geht, der wird ein neuer, ein besserer Mensch. Er wird einer, der lieben kann. Und damit hat er das wahre Gold seines Lebens gefunden.

Die christliche Moral will also ausgegraben werden. Sie liegt nicht sichtbar auf der Hand, und wer ihre Ge- und Verbote bloß als eine Liste zum Ankreuzen versteht (»Gefällt mir!« - »Gefällt mir nicht!«), hat sie in Wirklichkeit noch niemals wirklich zu Gesicht bekommen. Dafür muss man sich zuerst selbst verstehen: »Wer bin ich? Wozu bin ich geschaffen? Was macht meine Würde aus?« Man muss

begreifen, dass der Geist des Menschen über die Sinne herrschen muss und nicht umgekehrt. Der Geist aber, also Verstand und Wille, muss selbst dienen, und zwar Gott allein. Verweigert er dies, so wird er tausendmal schlimmer als alle, die sich bloß von ihren Sinnen leiten lassen: Er wird zum Teufel auf Erden. Denn der Teufel ist ja reiner Geist, aber einer, der Gott das *Non serviam* (»Ich will nicht dienen«) entgegengeschleudert hat.

Es ist also nicht anders als beim Glauben. In einem ersten Buch haben wir von der versunkenen Kathedrale gesprochen, die es neu zu entdecken gilt.¹ Ebenso ist es nun angesagt, das christliche Leben neu zu wagen – ganz wie der Kaufmann, der alles andere verkaufte, um die eine Perle eines Lebens mit Gott zu gewinnen. Freilich, auch darin ist es wie beim Glauben: Wer wirklich glaubt, entdeckt, dass seine Vernunft dadurch keineswegs ausgeschaltet wird. Ganz im Gegenteil, nur der Gläubige versteht wirklich, was die Welt, was der Mensch und was das Leben ist. Ebenso zeigt sich: Die christliche Moral schürft tiefer und ist so imstande, das Leben zu bewältigen, wie es wirklich ist. Die Traumwelten leidfreien Lebens wie im »Stern der Ungeborenen« schaffen auch nur einen Hauch von Glück, vielleicht am Ende gar nur einen Albtraum. Wer sich aber auf Gott hin ausrichtet, kommt auch mit allem anderen ins Lot – wirklich auch bis hin zu seiner Sinnlichkeit. Wo etwa hätte das Essen je besser geschmeckt als dort, wo man auch zu fasten versteht? Und wo wären Mann und Frau einander bis ins hohe Alter mit allen Runzeln und Falten doch noch schön und lieblich, wenn nicht in der Ehe, wo sie einander die Liebe zugesagt haben »in guten und in schlechten Tagen, in Gesundheit und Krankheit, bis der Tod uns scheidet«?

Wen es tröstet: Es ist nicht so, dass sich diese Schichten von Gestein und Geröll erst heute über die christliche Moral gelegt haben, dass früher alles besser war und alle Christen

sich vorbildlich verhielten. Wer nur einen einzigen Tag an einem Fürstenhof des Rokoko verbracht hätte, hätte wahrscheinlich, was Anzüglichkeiten, Sittenlosigkeit und Ehebruch angeht, den Eindruck gehabt: Wenn diese Leute hier alle statt Reifrock Jeans und statt Perücke Afrolook trügen, würde sie gar nicht viel von der »Kommune Eins« der 68er-Revolution unterscheiden. Oder wer sich die Duellbesessenheit der Adelligen bis vor gut einhundert Jahren vor Augen führt, erkennt, dass eine »Kultur des Todes« (Johannes Paul II.) leider nicht erst in unseren Tagen aufgetreten ist. Und dabei haben wir die großen Verbrechen der Menschheitsgeschichte wie Sklaverei und Eroberungskrieg noch gar nicht genannt! Zu allen Zeiten also *liegt das Fleisch im Kampf mit dem Geist* (vgl. Gal 5,17). Zu allen Zeiten steht darum am Anfang des christlichen Lebens die Bekehrung: »Nichts darf vergötzt werden, nicht Geld, nicht Lüste, nicht Ansehen. Gott allein will ich dienen!« Der hl. Robert Bellarmin (1542–1621) hat die Sehnsucht nach Gott und einem Leben mit ihm als das wichtigste Kennzeichen der Christen angesehen. Das unterscheidet sie von den bloß weltlich Gesonnenen. Er schreibt: »Das Geschlecht der Kinder dieser Welt strebt nach nichts in geringerem Maß als nach Gott, es entsetzt sich vor nichts in größerem Maß als vor dem Tod. Und wenn sie die Wahl hätten, würden sie lieber für immer in dieser Welt leben, als aufgelöst zu werden und bei Christus zu sein.« Damit scheint das christliche Leben strenger, mühsamer und anstrengender zu sein. So denken viele. Aber es sind die Gedanken derer, die auch in Troja nur Schafweiden gesehen haben: »Dafür unternehme ich doch keine beschwerliche Reise!« Ein Christ aber ist wie vom Goldrausch besessen – ganz wie auf seine Weise Heinrich Schliemann, der 1851 nach Kalifornien reiste und dort eine Goldgräberbank gründete. Denn ein Christ weiß: Alles Wertvolle liegt unter der Oberfläche, und es auszugraben ist aller Mühe wert.

LIEBE: DIE ZEHN GEBOTE UND DIE CHRISTLICHE MORAL

1. Das Doppelgebot der Liebe

Die Liebe erfüllt das Gesetz

***E**in Schriftgelehrter ging zu Jesus hin und fragte ihn: Welches Gebot ist das erste von allen? Jesus antwortete: Das erste ist: Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der einzige Herr. Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele, mit all deinen Gedanken und all deiner Kraft. Als zweites kommt hinzu: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Kein anderes Gebot ist größer als diese beiden (Mk 12,28-31).*

Gott lieben über alles und den Nächsten lieben wie sich selbst, das ist das Doppelgebot der Liebe. Gottes- und Nächstenliebe, das ist der Schlüssel zur gesamten christlichen Moral. Gott lieben – was könnte es Schöneres geben? *Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott* (1 Joh 4,16). Ihn, der die Liebe selbst ist, der mich von Ewigkeit her gewollt und erschaffen hat, in dem ich jeden Augenblick lebe, der mir eine ewige Wohnung in der Herrlichkeit bereitet hat, wie sollte ich ihn nicht mit Herz und Seele, mit Denken und Wollen lieben, ihm mein Leben weihen und alles für seine Ehre tun? Und in Gott den Nächsten lieben wie mich selbst: Denn *wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, kann Gott nicht lieben, den er nicht sieht* (1 Joh 4,20). Sollte die Nächstenliebe also nicht der Universalschlüssel sein, der noch die allerkompliziertesten

menschlichen Verhältnisse öffnet? Gleich, was sonst noch im Spiel ist, brauche ich mich bei allem nur zu fragen: Wie werde ich dem Nächsten und mir selbst in gleicher Weise gerecht? Wie fördere ich unser beider Wohl und letztlich unser Heil?

Liebe besteht nicht in feuchten Augen und warmen Gefühlen. Sie hat keinen flauen Händedruck, und sie sagt beileibe nicht zu allem Ja und Amen. Gott gibt sie alles, dem Nächsten aber ebenso wie sich selbst gerade das, was vor Gott in Ordnung ist. Eine solche Liebe ist stark, sie ist klar und sie ist vernünftig. Sie ist entschlossen, in allem Gottes Willen zu erfüllen und dies nicht zähneknirschend oder mit der Faust in der Tasche, sondern dankbar und großzügig: *Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt* (Joh 14,21). Worin besteht Gottes Wille? Da ist man nicht auf Rätselraten angewiesen. Gott hat ihn offenbart. Sein Wille findet sich in der Heiligen Schrift und zuhächst in der Lehre und dem Vorbild Jesu. Der Königsweg der christlichen Moral besteht danach in den Zehn Geboten. Mose hat sie auf zwei Tafeln erhalten, die mit den ersten drei Geboten das Verhältnis zu Gott und mit den weiteren sieben das zum Nächsten beschreiben. Auf diesem Weg liegt Segen, abseits von ihm dagegen Fluch. So stellt Mose das Volk Gottes mit den Zehn Geboten vor die Entscheidung: *Diese meine Worte sollt ihr auf euer Herz und auf eure Seele schreiben. [...] Seht, heute werde ich euch den Segen und den Fluch vorlegen: den Segen, weil ihr auf die Gebote des Herrn, eures Gottes, auf die ich euch heute verpflichte, hört, und den Fluch für den Fall, dass ihr nicht auf die Gebote des Herrn, eures Gottes, hört, sondern von dem Weg abweicht* (Dtn 10,16.26–28). Das Leben nach der Weisung des Herrn ist das wahre Leben, alles andere dagegen ist nur scheinbar ein Leben, in Wirklichkeit aber ein Umherirren in der Finsternis.

Ein liebender Mensch zu werden, ist also das Ziel und zugleich der Maßstab unseres Handelns. Das ist nichts von

außen Aufgesetztes wie ein Rucksack voller Steine, dessen man sich nur so bald wie möglich entledigen kann. Man muss sich für dieses Ziel auch nicht verrenken, denn es macht aus uns nicht etwas, was wir gar nicht sind. Jeder Mensch ist zur Liebe geschaffen und sie ist für ihn das Natürlichste und Angemessenste, was es gibt. Sie entspricht unserer Natur genau. Ihr Maßstab ist sozusagen unser Maßanzug. Fromme Juden entwickeln darum eine regelrechte Schwärmerei für die Thora, die Weisung Gottes: *Wie lieb ist mir deine Weisung; ich sinne über sie nach den ganzen Tag* (Ps 119,97). Denn sie erkennen in ihr die besondere Zuwendung Gottes, sein kostbarstes Geschenk. In der Tat, es gehört zu den Wundern der göttlichen Barmherzigkeit, dass Gott in seinen Geboten nichts verlangt, was nicht bereits in unsere Natur eingeschrieben ist. Seine Weisung zeigt uns die vernünftigste Ordnung unseres Lebens. Wir nennen diese Gebote Gottes darum das »natürliche Sittengesetz«, weil es in unserer Natur verankert ist.

Damit entspricht die Offenbarung des Willens Gottes auch bei der Moral vollkommen der Vernunft. Er verlangt nichts anderes, als das, wozu man auch in klarer Erkenntnis seiner selbst zustimmen kann. Es verhält sich hier also ähnlich wie bei der natürlichen Gotteserkenntnis, die bis an die Schwelle der Offenbarung führt und dadurch zeigt, wie diese mit der Vernunft übereinstimmt. Ja, bei der Moral ist es sogar so, dass die Offenbarung inhaltlich keine neuen Gebote und Forderungen hinzufügt. Wohl aber zeigt sie neue Höhen und Tiefen des menschlichen Verhaltens auf: Sie lässt erschrecken vor dem Abgrund der Sünde und reißt mit zur ewigen Berufung des Menschen in der Seligkeit. So bleibt Gottes Gebot dem Menschen kein Fremdkörper. *Dein Wort ist [...] ein Licht für meine Pfade* (Ps 119,105). Eine aufmerksame Betrachtung der eigenen Natur lässt nachvollziehen, dass sein Gebot wirklich ein Licht ohne Finsternis ist. Sich daran zu halten, mag schwerfallen, es

mag Verzicht und Selbstbeherrschung verlangen, es mag zu Zeitströmungen querliegen – am Ende ist es aber immer allein diese Ordnung Gottes für unser Leben, die glücklich macht.

»Moralinsauer«?

Was aber sagt man normalerweise von der christlichen Moral? Steht sie tatsächlich so hoch im Kurs, dass die Leute bekennen: »Das ist die Diamantkrone der Christen!«? Nein, im Gegenteil, »Moralpredigt« – »moralinsauer« – »moralischer Zeigefinger«, das sind ihre gängigen Etiketten. Die christliche Moral steht in der Beliebtheitskala nicht gerade ganz oben. Wirklichkeitsfremd, leibfeindlich und rigoros, damit tut man ihren Anspruch ab. Das geschieht nicht nur im privaten Gespräch, sondern seit über zweihundert Jahren auch mit gewaltigem Getöse in der öffentlichen Meinung. Aber was steht hinter all dem, was stattdessen als gut und richtig ausgegeben wird?

Fingieren wir ein kleines Gespräch mit einem Kritiker. Er hält den Christen vor:

»Ihr seid ja schön blöd, dass ihr jeden Sonntag in die Kirche geht; dass ihr sagt: ›Sex nur in der Ehe‹; dass ihr euch keine Lügen erlauben wollt. Seid doch nicht so eng!«

»Na, na, eng ist die Hose bekanntlich, wenn sie platzt ...! Eng ist aber nicht das, woran wir uns halten, sondern es passt für ein gutes Leben. Es ist ja auch nicht eng, Kühen Heu und keinen Kunststoff vorzuwerfen. Aber eng – was ist denn mit dir? Was hast du denn da eben gelesen?«

»Mein Horoskop! Man muss doch wissen, was einen erwartet!«

»Aha, was sich ein Journalist in der Kaffeepause aus den Fingern zieht, ist also dein Gebot? Nein, eng ist das tatsächlich nicht, da bleibt viel Platz für viel Stroh im Kopf!

Aber noch eine Frage: »Wofür hast du denn letzte Woche dein Geld ausgegeben?«

»Na ja, außer den notwendigen Lebensmitteln waren das alles Sachen, die ich schon beim Auspacken zu Hause am liebsten in die Ecke gefeuert hätte: ein paar modische Sandalen, die schon beim Anschauen wehtun; eine akkubetriebene Kühlbox, von der ich gar nicht weiß, wo ich noch Platz finden soll, um sie abzustellen; eine Packung Steaks aus Polen, die erst einmal achthundert Kilometer unterwegs waren, um hier endlich besonders schmackhaft anzukommen ...«

»Und weshalb hast du denn ständig Ebbe in der Haushaltskasse?«

»Na ja, ich ärgere mich zwar immer, was ich alles einkaufe, aber wenn ich dann wieder im Geschäft stehe, dann lacht mich jedes Schnäppchen an und ruft: »Kauf mich, kauf mich!«

Brechen wir hier das Gespräch ab und fragen: Ist das nun Segen oder Fluch, sich vom Wind der Mode treiben zu lassen, sich von der Meinung anderer abhängig zu machen oder vor dem Götzen Mammon auf die Knie zu fallen? Nein, wer sich an Gott hält, kann über vieles in der Welt nur lachen.

Wenn nicht alles täuscht, schlägt die Stimmung jedoch um. Was so sehr unter Dauerbeschuss gerät wie die christliche Moral, das muss doch wenigstens interessant sein. Wo alle sagen: »Gib dich damit nicht ab!«, da juckt es einem doch in den Fingern, es in die Hand zu nehmen und den eigenen Augen zu trauen. Genau das wollen wir nun tun. Die beste Werbung ist der zufriedene Kunde. Genauso spricht die christliche Moral für sich selbst. Getöse hat *sie* jedenfalls nicht nötig. Je mehr man sich mit ihr beschäftigt, oder besser noch: Je länger man sich bemüht, sich an sie zu halten, umso überzeugter wird man von ihr.

Aufbau der christlichen Moral

Dein Wort ist [...] ein Licht für meine Pfade (Ps 119,105). Dieses schöne Psalmwort enthält das gesamte Programm der christlichen Moral.

- Sie ist ein Pfad, der die *Entscheidung* für die richtige Richtung verlangt.
- Sie hat ihr Licht, ihre inhaltliche Füllung, in den einzelnen *Geboten* aus der Offenbarung der Liebe.
- Sie wächst über sich selbst hinaus in der *Gnade* und im Kampf gegen die Sünde.
- Sie gewinnt Festigkeit im Voranschreiten durch die *Tugenden* und die Überwindung der Laster.

So ist die christliche Moral wie ein Aufbruch am Morgen. Man weiß nur, es gilt, den rechten Pfad zu finden. Da zeigt die Morgendämmerung zunächst nur die Richtung. Doch je mehr es Tag wird, umso weiter wird die Landschaft ringsum und umso überzeugter wird man, dass man sich auf dem rechten Weg befindet. Im vollen Sonnenlicht schließlich sieht man das Panorama und wie der eigene Weg sich darin einfügt.

1. DER MORALISCHE SINN: *Dein Wort ist ein Licht für meine Pfade*. Die christliche Moral sagt zunächst wie jede Ethik: Das Leben des Menschen ist ein Pfad, genauer, ein Scheideweg zwischen Gut und Böse. Der Weg zum wahren Leben erfordert eine klare Entscheidung zum Guten ebenso wie ein klares Nein zum Bösen. Das ist das erste Prinzip der christlichen Moral, das sogenannte Urgewissen oder einfacher, der moralische Sinn: Das Gute ist zu tun und das Böse ist zu lassen. Doch das ist nun wirklich leichter gesagt als getan. Durch die Erbsünde ist das Denken, Wollen, Begehren und Empfinden des Menschen in Unordnung geraten. Vor allem drei Mächte sind es, die den moralischen

Sinn verfälschen oder gar auslöschen können: das Streben nach Erfolg, nach Lust und nach Anerkennung.

2. GOTTES- UND NÄCHSTENLIEBE UND DIE ZEHN GEBOTE: *Dein Wort ist ein Licht für meine Pfade*. Wie erwähnt erhält der Pfad des Guten sein Licht, seine Erleuchtung von Gott selbst, der seinen Willen kundgibt. Denn was ist denn das Gute, was das Böse? Grundsätzlich könnte dies auch die Vernunft erkennen, aber sie ist infolge der genannten drei Mächte von Erfolg, Lust und Anerkennung allzu oft geschwächt oder verblendet. Man wird von etwas verlockt und darum rechtfertigt man es auch mit Scheingründen vor dem eigenen Gewissen. Irgendwann gewöhnt man sich daran und fragt sich gar nicht mehr, ob es recht ist. Als Zusammenfassung aller Pflichten gelten zu Recht die Zehn Gebote, die wiederum eine Ausfaltung der Gottes- und der Nächstenliebe sind. Natürlich gibt es darüber hinaus noch weitere Vorgaben der Offenbarung für das Handeln, etwa die sieben Werke der Barmherzigkeit. Doch in unserer Darstellung wollen wir uns auf die Zehn Gebote als Grundlage von allem beschränken.

3. SÜNDE UND GNADE: Wo ein Pfad ist, da kann man auch vom Weg abkommen. Wo Schwäche ist, da braucht man auch Hilfe. Beides bestimmt die Existenz des Menschen: Er ist ein Sünder, also einer, der vom Weg Gottes immer wieder abirrt und Hilfe benötigt. Hier unterscheiden wir vor allem drei Arten der Sünde:

- Die *Erbsünde* ist jenes Erbe der Stammeltern Adam und Eva, mit dem jeder Mensch bereits auf die Welt kommt. Es ist wie bei einer Familie, in der die Eltern große Schulden gemacht haben. Die tiefroten Zahlen in der Haushaltskasse bestimmen auch das Leben der Kinder. Die Erbsünde wird zwar in der Taufe getilgt, aber ihre Folgen bleiben bestehen: Der Wille des Menschen bleibt geschwächt und sein Gefühlshaushalt ist durcheinandergeraten. Er will nicht wie von selbst

das Gute, und es fällt ihm oft schwer, es zu tun. Positiv: An sich zu arbeiten und sein Inneres zu ordnen bleibt eine Lebensaufgabe.

- Die *Todsünde* (schwere Sünde) ist eine Sünde im Vollsinn, nämlich die Abkehr vom Gehorsam gegenüber Gott in einer schwerwiegenden Sache. In ihr verliert jemand die Freundschaft Gottes, seine Gnade und damit letztlich die ewige Seligkeit. Nur durch Reue und Umkehr kann man sie wieder gewinnen, und der normale Weg dafür ist die Beichte.
- Die *lässliche Sünde* (leichte Sünde) ist doch nicht auf die leichte Schulter zu nehmen. Denn »steter Tropfen höhlt den Stein«, und auch da, wo man Gott etwas Kleineres versagt, gewöhnt man sich daran, ihn nicht mehr so wichtig zu nehmen. So öffnet man die Tür wenigstens einen Spalt breit auch für schwere Sünden.

Doch Gott lässt den Sünder nicht in seinem Elend. Er kommt ihm in seiner Barmherzigkeit entgegen. Das ist die Gnade, also der Beistand und die Hilfe Gottes in mannigfacher Form. Hier werden wir das Wirken der Gnade untersuchen sowie die Mitwirkung des Menschen dabei, gute Frucht zu bringen und die sieben Gaben des Heiligen Geistes als Inbegriff seines Wirkens darstellen.

4. TUGENDEN UND LASTER: Auch wenn die Gebote mit »Du sollst ...« und »Du sollst nicht ...« formuliert sind, sind sie mehr als bloße Ge- und Verbote. Sie beschreiben die Ordnung der Liebe. Sie sind Wegweiser zur Bildung des Herzens. Wer ihrem Weg folgt, wird nach und nach Haltungen ausbilden, eine Art zweite Natur, eine gute Gewohnheit, entsprechend zu handeln. Es ist wie in einem Garten: Er braucht nach außen hin Schutz durch Mauern, Hecken und Zäune, sonst wird er über kurz oder lang ausgeplündert. Dieser Schutz muss fest und undurchlässig sein. Eine Schwachstelle kann alles ruinieren. Aber bloß das Negative abzuhalten, reicht bei Weitem nicht aus. Der

Boden muss beständig bearbeitet werden, sonst wird er von Unkraut überwuchert. Denn der Sinn der äußeren Befestigung besteht ja darin, dass drinnen Obst, Gemüse und Blumen wachsen können. Was zart aufkeimt, braucht Pflege, um stark und widerstandsfähig zu werden. Dieses Keimen und Wachsen sind die Tugenden. In ihnen wächst der innere Mensch im Guten, wird groß und stark. Je mehr, je entschiedener und je länger sich jemand in der Treue zu den Geboten bewährt, je dauerhafter er sich in ihnen einübt, umso mehr gewinnt er an Tugenden. Übung macht den Meister – wo gälte das mehr als bei den Tugenden?

- Den Grund dazu legen die allgemein menschlichen vier *Kardinaltugenden* von Gerechtigkeit, Klugheit, Maß und Tapferkeit.
- Für einen Christen werden sie noch vertieft durch die drei *göttlichen bzw. theologischen Tugenden* von Glaube, Hoffnung und Liebe.

Die Laster dagegen sind wie das Unkraut. Es wuchert, es verbraucht die Nährkraft des Bodens und es erstickt die Blumen des Guten. Traditionell kennt man sieben Laster: Stolz, Völlerei, Unzucht, Habgier, Zorn, Trägheit und Neid. Zwischen Gut und Böse gestellt ist jedes Leben ein Kampf. Es erfordert Umkehr, es verlangt Bewährung, es muss nach oben streben, denn selbst Stillstand wäre ein Rückschritt. Darum gehört zu der christlichen Moral auch eine Betrachtung der Sünde ebenso wie der Gnade, der Hilfe Gottes, um seiner Weisung treu zu bleiben.

Das Urgewissen und seine Feinde

Betrachten wir das erste Prinzip der christlichen Moral, das Urgewissen oder den moralischen Sinn für Gut und Böse. Jedem Menschen wird darin etwas sehr Einfaches und zugleich zuhöchst Anspruchsvolles gesagt: Das Gute ist zu

tun und das Böse ist zu lassen. Das ist der Kern jedes Gewissens, gleich welcher Religion oder Kultur jemand angehört. Wir kennen etwa den Mythos von Herakles am Scheideweg. Das Inbild der moralischen Verantwortung ist Sokrates, der um der Treue zu seinem *Daimonion* willen, der Stimme Gottes in seinem Inneren, lieber den Tod durch den Schierlingsbecher auf sich nimmt, als sie zu verleugnen. Eines der beliebtesten Gebete der Hindus beginnt mit der Bitte: »Von der Finsternis führe mich zum Licht.« Programmatisch wird das Buch der Psalmen eröffnet von dem Weg des Gerechten und dem Weg des Frevlers: *Wohl dem Mann, der nicht dem Rat der Frevler folgt* (Ps 1,1). Und Jesus stellt seine Hörer vor die Entscheidung, den engen, beschwerlichen Weg zu wählen oder den breiten Weg, der ins Verderben führt (vgl. Mt 7,13 f.).

Die erste Frage bei allen Entscheidungen lautet somit: Ist das recht, sich so zu verhalten, oder nicht? Das ist nicht selbstverständlich. Nur ein Mensch kann so fragen. Ein Hund, der im Wald nicht an der Leine geführt wurde, ein Wild gewittert und es gerissen hat, ist nicht böse, sondern er ist nur seinem Instinkt gefolgt. Die moralische Verantwortung dafür trifft seinen Besitzer. Er kann sich nicht herausreden: »Ich wollte die Hände frei haben«, oder: »Der Hund soll doch auch seinen Spaß haben.« Ein Mensch, der die Frage nach Gut und Böse aufgegeben hat, gibt damit letztlich seine Menschlichkeit und besondere Würde auf. Genau das geschieht aber tausendfach und darin besteht das Drama unserer Zeit. Oft unmerklich, mit einem Lächeln auf den Lippen und mit blendend weißen Zähnen, setzt man etwas anderes an die Stelle der Frage nach Gut und Böse: die Jagd nach Erfolg, die Lust der Sinnlichkeit oder die Anpassung an die anderen.

1. Die einen fragen einfach nach dem ERFOLG: Wenn es klappt, dann war es gut. Wenn sie mit einem Handeln ihre Ziele erreichen, dann ist es auch recht so. Der Zweck heiligt die Mittel, so behaupten sie. Wirtschaft und Arbeitswelt,

Politik und öffentliches Leben, aber auch das persönliche Weiterkommen und nicht zuletzt die Gesundheitspflege und Medizin sind weithin erfolgsorientiert. Zweifellos verleiht Effizienz diesen Bereichen Ansehen und Einfluss. Aber ist das alles? Hat ein Unternehmer nicht zunächst Verantwortung für seine Belegschaft? Sollte ein Arzt nicht auch Grenzen des Erlaubten kennen – Stichwort Abtreibung, Klonen und Apparatedizin?

2. Andere lassen sich von der SINNLICHKEIT leiten: Was angenehm ist, Spaß macht und womöglich auch noch die berühmten Glückshormone hervorlockt, ist auch erlaubt. Jeder Einspruch gilt als Spielverderben, so, als wäre die ganze Welt nur ein Kinderspielplatz. Dieses Prinzip hat die Herrschaft im Bereich der Freizeit angetreten, natürlich auch beim Essen und Trinken und ganz gewiss auch bei der Sexualität und Partnerschaft. Das ist das Evangelium der Spaßgesellschaft, ihre fröhliche Botschaft. Sein *Credo* formuliert der amerikanische Offizier Pinkerton in Giacomo Puccinis (1858–1924) Oper »Madama Butterfly« von 1904, als er der Japanerin Cho-Cho-San für neunundneunzig Jahre die Treue verspricht und doch schon die Absicht hat, sie zu vergessen, sobald er wieder als Vagabund die Meere durchstreifen wird.

Dabei singt er die Arie *Dovunque al mondo*:

»Im weiten Weltall
fühlt sich der Yankee heimisch,
lebt er doch überall
kühn seinem Handel.
[...]
An manch Gestade
führt ihn seiner Schiffe Wandel,
bis eines schönen Tags das wilde Meer
ihn samt dem Schiff verschlinget.